

**Und wir dachten es geht immer so weiter – und dann**  
**April 2020 Corona – April 2021 Corona**  
**April 2022 Krieg in der Ukraine**  
**April vor 77 Jahren**

Ja, was war da, am 1. April 1945. Es war Ostersonntag.

Längst hatte ich verdrängt, wie ich als damals fast 13jähriges Mädchen das Ende des wahn-sinnigen Krieges erlebte. Täglich werden mir nun Bilder des Schreckens und Grauens im Fernsehen, und in der Tagespresse vor Augen geführt, zerbombte Städte wie seinerzeit Nürnberg, weinende Kinder überall, hilflose Menschen.

Mir ist klar, ich habe fast nichts vergessen und ich muss als Zeitzeugin mir das Geschehen von damals von der Seele schreiben, damit ich wieder Ruhe finde und damit es die Nachwelt erfährt.

Mit meiner Mutter und meinen zwei jüngeren Schwestern wohnte ich 1945 in der ehemali-gen Fürstenherberge auf dem Marktplatz in Schwabach. Wo mein Vater war, wussten wir nicht, irgendwo im Krieg, wie fast alle anderen Väter auch. Mit in der Wohnung lebte meine Tante mit ihren beiden Töchtern, sie waren in Nürnberg ausgebombt und auch der Onkel war im Krieg. Bei einer Nachbarin im selben Haus untergekommen lebte meine Großmutter, ebenfalls in Nürnberg ausgebombt.

Noch hatten wir warme Räume und ausreichend zu Essen, viel Milch, weil wir ja fünf Kin-der waren (daher meine Abneigung gegen Grieß- und Reisbrei). Schule fand im April nicht mehr statt, auch Konfirmationen waren abgesagt. Die Zeit, die wir im Luftschutzkeller ver-brachten, nahm zu. Über 60 Personen in einem Raum, viele Frauen und Kinder und ein schwerbehinderter Mann, der Luftschutzwart war und das Sagen hatte. Die Sirenen heulten Tag und Nacht und der Aufenthalt im Keller dauerte von einer bis vier Stunden (geschätzt). Jedes von uns Kindern hatte sein Gepäckstück, gefüllt mit dem Notwendigsten, das wir mit in den Keller nehmen mussten. Wir wussten nie, was erwartet uns, wenn der Alarm vorbei ist. Nach „Entwarnung“ stiegen wir des Öfteren auf den Dachboden und schauten im Nor-den „das brennende Nürnberg“ an.

Jeder wusste, der Krieg geht zu Ende, nur keiner durfte es sagen, die Propaganda des totali-tären Regimes hatte darauf schwere Strafen gestellt.

Anfang April fand auf dem Marktplatz eine große Veranstaltung statt, bei welcher Gauleiter Holz und Bürgermeister Engelhardt den Schwabacher Bürgerinnen und wenigen Bürgern klarmachten, dass ihre Stadt bis zur letzten Maus verteidigt werden würde und die Herren meinten es sehr ernst.

Ab diesem Zeitpunkt hatte ich panische Angst – Tag und Nacht. Was sollen wir tun? Wo sol-len wir hin? Es reifte der Entschluss, wir flüchten auf die Hölzleinsmühle.

Oma, Tante und Cousinen bleiben hier und unsere Familie geht, dann überlebt hoffentlich ein Teil der Sippe.

Meine Großmutter kam auf einem Einödhof, der Hölzleinsmühle, als erstes von 12 Kindern auf die Welt. War es klug dorthin zu gehen? Vor Bomben waren wir sicher und dass Boden-truppen mitten im Wald nach uns suchten war eher unwahrscheinlich.

Eine Tochter der damaligen Besitzer hatte in einen kleinen Bauernhof nach Schwabach ein-geheiratet, der Mann war an der Front. Mit ihr, einem Ochsen gespann an einem Leiterwagen

zogen wir nachts um drei Uhr mit einem Ochsengespann mit wenigen Habseligkeiten Richtung Südwesten. Wir wollten vor Tieffliegern sicher sein, denn ein Bauer aus dem Nachbarort wurde mit seinem Pferdegespann bei der Feldarbeit von Tieffliegern erschossen. Wann und wie wir angekommen sind, weiß ich heute nicht mehr.



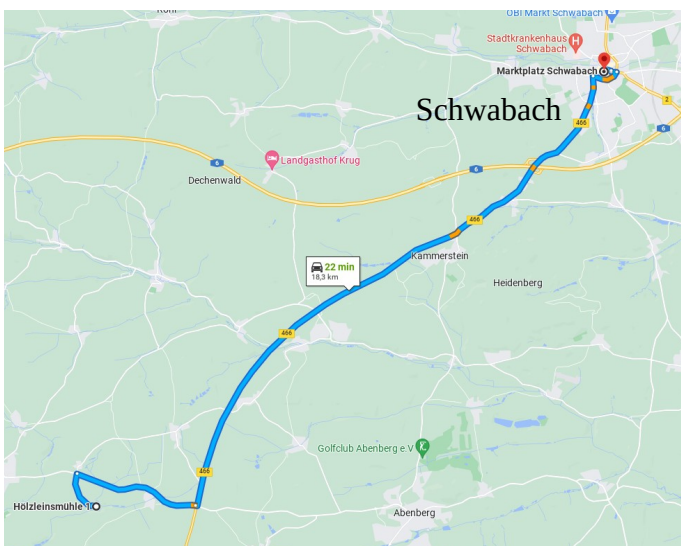
Es war ein großes Haus, das die Müllersleute mit noch drei Töchtern bewohnten, am Goldbach gelegen. Strom gab es aus dem aufgestauten Mühlbach, große schwarze Batterien oder Akkus standen in langer Reihe im Kuhstall. Trinkwasser gab es von einer nahegelegenen Quelle und ein Plumps-Klo für alle im Hof. Aber wir waren nicht alleine. Von den Nachkommen der 12 Geschwister hatten auch noch andere die Idee, auf der entlegenen Mühle Schutz

zu suchen. Wir lernten neue Verwandte kennen.

Welche Logistik dahinter steckte, zwischen fünfundzwanzig und dreißig Personen unterzubringen und zu verköstigen, wurde mir erst viel später bewusst. Es war doch nur ein kleiner fränkischer Bauernhof mit ein paar Kühen im Stall und gackernden Hühnern.

Kurz und gut, das Essen wurde knapp und meine Mutter schickte mich in den letzten Kriegstagen mit dem Fahrrad meines Vaters (28 Zoll Räder), das auf dem Leiterwagen mitgenommen worden war zurück nach Schwabach; ein Mädchen noch nicht 13 Jahre alt, ganz allein und ausgerechnet ich, die ich so schreckliche Angst vor den Amis hatte.

Zuerst führte die Strecke durch den Wald, dann auf die Verbindungsstraße (der jetzigen) B 466 - Windsbach und dann auf einer nicht ausgebauten „B 466“ nach Schwabach. Dabei ging es über Barthelmeßaurach mit einem schrecklichen Berg auf Schotterstraße, zwanzig km weit.



Endlich war ich ohne Zwischenfall in Schwabach. Mit den Lebensmittelmarken, die sonst verfallen wären, kaufte ich für vier Personen ein und übernachtete. Dazu kam als Glücksfall, dass das Silo für Armeevorräte an der Angerstraße geplündert worden war und Großmutter viele Dosen Blaukraut ergattern konnte.

So fuhr ich am andern Morgen mit schwarzem Herrenrad wieder Richtung Hölzleinsmühle. An beiden Lenkern je zwei Taschen mit Lebensmitteln und Blaukrautdosen und auf dem Gepäckständer den großen Holznähkasten meiner Mutter; sie wollte Gutes tun und anderer Leute Strümpfe stopfen.

Ich hatte wahnsinnige Angst und wäre gerne zu Hause geblieben, aber die andern warteten auf Essen. Ob ich mein Zuhause je wieder sehen würde und wie? Ob ich meine zurückgelassenen Verwandten wieder in die Arme schließen könnte? Ich fuhr los.

Es war anstrengend, es war eine Qual und es kam, wie es kommen musste, nach Kapsdorf auf freiem Feld, dröhnten die Tiefflieger. Zwei oder drei. Nix wie in den Straßengraben, so hatten wir es gelernt. Ausgerechnet hier gab es keinen Wald. Das schwer bepackte Fahrrad lehnte ich an einen Straßenbaum. Ich lag und weinte fürchterlich, ich zitterte und betete und keiner war da, außer die Feinde in den Fliegern über mir.

Ich war doch noch so jung, ich wollte leben und nicht hier im Straßengraben sterben. Aber sie flogen weiter und ich war so erleichtert und glücklich, dass das Fahrrad noch stand. Wer hätte mir das Rad aufgehoben, mit Blaukrautdosen, Brot und Fadenrollen?

So wartete eine bunt zusammengewürfelte Menschenschar auf einer einsamen Mühle darauf, dass sie das Ende der schrecklichen Zeit überleben würde. Hin und wieder kamen versprengte Soldaten vorbei, die die Armee unerlaubterweise verlassen hatten. Konnte man ihnen trauen?

Der Müller hatte einen Erdhügel als Kartoffelkeller und da gab es eine zweite Tür für die jungen Frauen, zum Verstecken, um eventuell einer Vergewaltigung zu entgehen. In meinem Alter wusste ich damit nichts anzufangen, ich fühlte nur, dass es etwas Schlimmes war.

Das Wetter war warm und sonnig und die Bauern bestellten ihre Felder, sie mussten ja auch im kommenden Herbst und Winter etwas zum Essen haben. Und wir warteten. Kein Handy, kein Telefon, keine Zeitung, der Nachrichtensender hatte seine Meldungen eingestellt. Wo waren die Amerikaner?

Es war April 1945, eine schreckliche, furchtbare Zeit. Wollte man signalisieren, dass man sich ergeben wollte, hisste man eine weiße Fahne (Bettuch), aber wehe man tat dies und ein paar fanatische SS-Männer bekamen dies mit, dann durften diese, ohne Gerichtsverfahren, Personen jeden Alters und Geschlechts standrechtlich erschießen. Tag und Nacht lebten wir in Angst.

Ganz schrecklich war, als ein versprengter Landser den treuen Hofhund erschoss, nur weil dieser ihn verfolgte. Selbst der alte Bauer weinte bittere Tränen. Aber das Leben ging weiter, es musste weitergehen.

Von einer nahen gelegen Erhebung konnte man mit dem Fernglas die Verbindungsstraße einsehen und eines Tages kam der Bauer und sagte: Es rollen Panzer und Armeefahrzeuge in Kolone, es scheint alles vorbei zu sein. War es wirklich vorbei?

Ende April liefen dann zwei Frauen durch den Wald nach Windsbach und erfuhren, dass in der Umgebung alle Orte kapituliert hatten.

Gott sei Dank!

Nun wollten wir wieder nach Schwabach zurück. Wie geht es unseren Lieben? Was ist nach der Verteidigung der Stadt übriggeblieben. Diese quälende Unsicherheit machte mürbe.

Zwei Mütter mit fünf Kindern beschlossen, wir laufen zurück, mit wenig Gepäck, der Rest würde mit dem Kuhgespann irgend wann nachkommen. Voll Ungewissheit liefen wir durch den Wald, dann auf die Verbindungsstraße und dann auf die Hauptstraße und wir sahen zum

ersten mal die Amerikaner., überwiegend schwarze Männer. Sie winkten uns zu und meine kleine Schwester winkte zurück und bekam dafür einen Kaugummi. Keiner wusste was das ist, keiner wusste ob die Streifen essbar sind. Oder wollten uns die Amis damit umbringen? Mutter hat uns gezwungen diese Dinger wegzuwerfen.

Wir liefen und liefen, Stunde um Stunde und sahen die ersten Häuser von Schwabach unbeschädigt. Auf dem Marktplatz angekommen fielen wir uns glücklich in die Arme und Oma, Tante und Cousinen waren erleichtert und froh uns wiederzusehen. Wir haben überlebt, vorwärts schauen

*Nicht auf die Anderen geschaut, die Anderen schauen auf dich.*

*Darum „Vorwärts“*

*Zur freundlichen Erinnerung an unseren Aufenthalt in der Mühle*

*Wilma Früchtel*

*Hölzleinsmühle 24.4.1945*

so steht es in meinem Poesie-Album

## **9. April 2022**

Samstagnachmittag, die Sonne scheint. Ich fahre mit zwei Söhnen zur Hölzleinsmühle, zum ersten mal an diesen Ort nach 77 Jahren. Im Hof arbeiten ein Mann und eine Frau. Sie schauen uns verwundert, ja fast misstrauisch an. Wir steigen aus und erzählen von vergangenen Zeiten, vom April 1945. Der 70 Jährige gibt sich als Enkel des damaligen Müllers zu erkennen und die beiden pflanzen einen Apfelbaum.

Johanna Ittner geb. 1932